

Von den laufenden Seligsprechungsverfahren

Im letzten Berichtsjahr ist nur eine *Seligsprechung* erfolgt, wurden zwei Dekrete über den *heroischen Tugendgrad* veröffentlicht und gelangten mehrere Verfahren auf Grund der vor-
ausgehenden bischöflichen Prozesse (*Processus Ordinarii* genannt, zur Unterscheidung von den nachfolgenden *Processus apostolici*) zur „*Einleitung*“ beim Heiligen Stuhl. Das fast gänzliche Fehlen von Heilig- oder Seligsprechungen ist wohl in der Hauptsache zurückzuführen auf den Wechsel in entscheidenden Ämtern der Ritenkongregation und auf die begreifliche Rücksicht, die man auf das hohe Alter des Heiligen Vaters nehmen will.

I.

1. *Seliggesprochen* wurde am 26. Mai 1957 *Mutter Maria von der Vorsehung*, die vor der Gründung ihrer Kongregation, der „Helferinnen der Armen Seelen“, Eugenie Smet hieß (25. 3. 1825 bis 7. 2. 1871). In Loos, einem Vorort von Lille, war sie in einem frohen und friedlichen Heim inmitten ihrer Geschwister — einem Bruder und vier Schwestern — herangewachsen. Im Institut der Frauen vom Heiligsten Herzen legte ihr die Gnade Gottes das Gebet ins Herz und auf die Lippen: „Lieber Gott, Du bist meine Vorsehung! Bitte, laß mich doch eines Tages Deine Vorsehung sein!“ Und es war ihr auch bald die Antwort klar: Um der Vorsehung zu danken, könnte ich ihr Seelen aus dem Fegfeuer schenken, die sie so gern in den Himmel führen möchte. Klug und lebhaft, gebieterisch und empfindsam, eine geborene Führerin ihrer Gefährtinnen, scheute sie sich auch nicht, diesen zu sagen: „Seid doch ihr die Vorsehung des lieben Gottes, da Er die eure ist. Wollt ihr Ihm denn nicht auch etwas schenken — Ihm, der euch alles gibt?“ — Eugenie selbst konnte von sich gestehen: „O meine liebe Vorsehung, ich könnte die (wenigen) Gelegenheiten zählen, wo Du mir Deine Hilfe versagst — aber ganze Bände reichten nicht aus, um alle Gnaden zu schildern, die Du mir gewährst.“ — Sie wollte ihrerseits nicht untätig bleiben und gründete zunächst im Jahre 1853, eine „Gebetsgemeinschaft“ für die Armen Seelen, die im Jahre 1854 schon 6000 Mitglieder aus verschiedenen Diözesen zählte und den schriftlichen Segen Papst Pius IX. erhielt. Schwieriger und weittragender war schon der Gedanke, der sie bald geradezu „verfolgte“: zum gleichen Zweck eine religiöse Genossenschaft zu gründen. Der Plan fand sowohl Zustimmung wie auch entschiedenen Widerspruch. Die Entscheidung kam durch den demütigen, heiligen Pfarrer Vianney von Ars, den sie um Rat fragen ließ. Er erklärte: „Sagen Sie ihr, daß sie gut tut, diesen Orden zu gründen, und daß er innerhalb der Kirche eine rasche Verbreitung finden wird.“ — Bis zur Verwirklichung gab es aber noch manche Enttäuschung, Ungewißheit und Not. Doch in der Kirche Unserer Lieben Frau vom Siege in Paris fand Eugenie immer wieder Kraft und Frieden. Als der Erzbischof Sibour von Paris sie fragte, wie sie denn, ohne ein Haus zu haben, beginnen wolle, da wagte sie die Gegenfrage: „Würde Eure Exzellenz sich darüber wundern, wenn die Vorsehung mich in Paris ein Haus finden ließe, wo doch sämtliche Häuser von Paris ihr gehören?“ Worauf der Erzbischof ihr sagte: „Gehen sie nur voran! ... Der Glaube, der Berge versetzt, baut auch Häuser. Sagen Sie es laut der Stadt Paris, daß Sie Kopf und Herz Ihres Erzbischofs für Ihr Werk gewonnen haben!“ — Wirklich fand sie zunächst ein Haus mit einem Schild: „Zu verkaufen oder zu vermieten“ — und nach etwa 18 Monaten war infolge providentieller Fügung auch das Geld zum Kauf des Hauses aufgebracht, wenn es auch an allem übrigen noch fehlte. Die Gründerin aber legte ihr Amt und ihre ganze Gesellschaft in die Hände Unserer Lieben Frau, die sie auch besonders unter dem Titel „U. L. Frau von der Vorsehung“ verehrte.

Am 27. Dezember 1856 legte Eugenie Smet, von da an „Mutter von der Vorsehung“ genannt, mit einigen Gefährtinnen in Paris zeitliche Gelübde ab, fünf Jahre danach wurde ein Haus in Nantes eröffnet und weitere fünf Jahre später (1866) wagte es die Gründerin schon, Schwestern nach China zu schicken. Sie wollte ja bei allem Guten mithelfen, was und

wo immer es sei, und wollte „aus den Tiefen des Fegfeuers bis zu den äußersten Enden der Erde gehen“; denn sie war sich in lebendigem Glauben bewußt, daß „Unser Herr Jesus Christus uns (Erlöste und Getaufte) an seinem Erlösungswerk teilnehmen läßt zur größeren Ehre Gottes“. So wollte sie „Gott Seelen schenken zu seiner größeren Ehre“; ja, sie wagte das Wort: „Ich möchte mit der einen Hand das Fegfeuer leeren und mit der anderen es mit Seelen füllen, die der Hölle entrissen wurden“.

Daß ein solcher Beruf, wie Mutter Maria von der Vorsehung ihn hatte, im tiefsten Grunde ein ständiger Opferberuf sein mußte, war selbstverständlich. Dabei waren die äußeren Schwierigkeiten, so groß sie sein mochten, noch verhältnismäßig leicht zu überwinden. Schrieb doch die Oberin der Mission in China an die Selige, ihre Generaloberin: „Zum Glück habe ich in Ihrer Schule gelernt, daß die Werke Gottes nicht an fehlendem Gelde, sondern an fehlendem Glauben scheitern“. Weit schwerer zu tragen waren die inneren Leiden, von denen sie z. B. ihren Seelenführern gestand: „Wenn ich früher an die Gründung dachte, hätte man sagen können, daß ich im Fegfeuer die Wirkung eines Opfers, eines Gebetes schaute... und heute verfolgt mich der Böse mit ganz entgegengesetzten Gedanken... Pater, ich leide unsäglich! Den ganzen Tag höre ich: es gibt kein Fegfeuer, und alles, was du für das Fegfeuer tust, ist sinnlos“. — Man kann nur ihre heroische Tugend bewundern, wenn man liest, daß sie trotzdem — nach dem einmütigen Zeugnis ihrer Umgebung — „das Leben und die Freude des ganzen Hauses war“, immer ruhig und heiter, Vertrauen und Frieden ausstrahlend. — Sie lebte und verwirklichte in der Tat das zuerst selbst, was sie ihren Töchtern immer wieder ans Herz legte: „Alles in unserem Herzen müßte dem Namen Jesu weichen. — Habt Mut und Vertrauen! Unser Heiland ist größer als unser Elend. Vertrauen und Liebe führen uns zu heldenhaftem Starkmut, der heilig macht. — Wir wollen den guten Kampf kämpfen, bis die Sehnsucht nach dem Opfer in uns zu einem brennenden Durst wird. — Es soll unser größter Wunsch sein, dazu beizutragen, daß Unser Heiland gekannt und geliebt werde. — Wir wollen die täglichen Kreuze in Einfachheit und Ruhe annehmen, wie unser tägliches Brot“.

In den letzten zehn Jahren ihres verhältnismäßig kurzen Lebens (von nur 45 Jahren) litt Mutter Maria von der Vorsehung unter den Folgen einer fortschreitenden Krebskrankheit, von der sie selbst gelegentlich sagte: „Ein Feuer durchglüht mich... Oh, erbittet mir die Liebe zu Gott; ich verlange nichts anderes“. Infolge dieser zerstörenden Krankheit kam am 7. Februar 1871 für sie die Stunde, von der sie im voraus einmal geschrieben hatte: „O Jesus, ich denke oft an den Augenblick, wo man mir sagen wird, daß ich in einer Viertelstunde vor Dir erscheinen werde... Welche Freude!... Wie werde ich Dich bitten: ‚Verzeih!‘“

II.

Der *heroische Tugendgrad* wurde durch Dekrete der Ritenkongregation am 22. Januar 1957 anerkannt für *Theresia von Jesus Jornet y Ibars*, Gründerin der „Kleinen Schwestern für die verlassenen Greise“ (geb. 9. 1. 1843 in Aytona, † 26. 8. 1897 in Valenza) — und Schwester *Maria Zelina von der Opferung* (geb. 24. 5. 1878 in Nojals, † 30. 5. 1897 in Bordeaux).

2. Die spanische Schwester und Gründerin *Jornet y Ibars* hat — dank eines hohen Protektors — in ungewöhnlich kurzer Zeit den Weg von der „Einleitung“ ihres Verfahrens (im Jahre 1952) — über die Bestätigung der nicht-öffentlichen Verehrung und über den „apostolischen“ Tugendprozeß und dessen Gültigkeit — bis zur Bestätigung der heroischen Tugenden zurückgelegt. Der erste, bischöfliche Prozeß war aber erst 48 Jahre nach dem Tod der Dienerin Gottes begonnen worden. — Schwester Theresia von Jesus war das Kind der einfachen Landleute Francisco Jornet und Antonia Ibars aus der Diözese Lerida. Dank ihrer guten Anlagen ließ man sie studieren, so daß sie dann eine Stelle als Lehrerin in Argensola (in der Provinz Barcelona) übernehmen konnte. Mit 25 Jahren (1868) trat sie in das Klarissenkloster in Briviseca ein, mußte aber noch vor Ablegung der Gelübde, teils der drohenden Kirchenverfolgung wegen, teils infolge geschwächter Gesundheit wieder nach Hause zurückkehren. Ähnliches wiederholte sich, als sie nachher auf Einladung des Gründers der Karmel-Terziaren die Oberaufsicht über deren Schulen übernahm. Wenige Monate später, am 11. Oktober 1872, begab sie sich dann mit ihrer leiblichen Schwester Maria und einem anderen Mädchen aus ihrem Heimatdort nach Barbastro, um sich dort dem Priester Satur-

ninus Lopez Novoa zur Verfügung zu stellen, der die Gründung eines Instituts für verlassene Arme und Geisse plante. Hier fand Theresia ihre eigentliche Lebensaufgabe, auf die sie, ihr selbst unbewußt, durch die vorhergehenden Schickungen vorbereitet worden war. Nach der Vereinigung mit einem ähnlichen Institut in Valenza blühte unter ihrer Leitung die Gründung rasch auf und zählte nicht weniger als 103 Häuser, als Mutter Theresia von Jesus am 26. August 1897 die Augen schloß für diese Erde.

3. Im gleichen Jahre 1897 hatte, erst neunzehnjährig, die ehrw. *Schwester Maria Zelina von der Opferung* ihren Lebenslauf vollendet. Es war auch das Todesjahr der hl. Theresia vom Kinde Jesu; man hat sie später die „kleine Theresia“ des Klarissenordens genannt. Sie war das fünfte von zwölf Kindern der bescheidenen Eheleute Germain Castang und Maria Lafage aus der Diözese Périgueux und hieß in der Welt Johanna Germana. Von Kindheit an war sie demütig und gelehrig, aufrichtig fromm und gegen alle freundlich. Sie scheute sich nicht, von Tür zu Tür betteln zu gehen, um die Not ihrer armen Eltern zu lindern. Nach dem vorzeitigen Tod ihrer Mutter war sie gleichsam ein Trostengel für ihren Vater und ihre Geschwister. Auch im Haus der „Schwestern von Nazareth“, wo sie vom 13. Lebensjahr an arbeitete, nannte man sie nicht selten eine „Heilige“ oder einen Engel. Ihre Bitte um Aufnahme bei den Klarissen wurde zunächst abgewiesen, da sie seit ihrem vierten Lebensjahre an einer Lähmung des linken Fußes litt. Nach immer wiederholten Bitten erreichte sie schließlich doch, am Herz-Jesu-Fest, dem 12. Juni 1896, die Zulassung zu den Klarissen von Bordeaux-Talence und erhielt am 21. November des gleichen Jahres das Ordenskleid und den Namen Maria Zelina von der Opferung. Ausgezeichnet durch große Demut, Liebe zur Armut und Treue auch in den kleinsten Dingen, wurde sie schon vier Monate später krank und konnte wegen Todesgefahr am 21. März 1897 ihre Professgelübde ablegen. In den kommenden zwei Monaten bis zu ihrem Heimgang (am 30. 5. 1897) war der Gedanke und die Sehnsucht in ihr vorherrschend: „Tag meines Todes, du wirst der schönste meines Lebens sein! Welch ein Glück: bald gehe ich in den Himmel!“ — Auffallende Gnaden und Wunder, die nach ihrem Tode auf ihre Anrufung hin folgten, führten dazu, daß man schon 13 Jahre nach ihrem Sterben den kirchlichen Prozeß im Hinblick auf ihre Verherrlichung auf Erden begann.

Zur „*Einleitung*“ beim Hl. Stuhl, d. h. zum Abschluß des Vorverfahrens auf Grund der bischöflichen Prozesse und zum Beginn des Hauptverfahrens mit den apostolischen Prozessen, gelangten die Causae des Kapuzinerpaters Stephan von Adoain (11. 10. 1808 bis 7. 10. 1880), der Klarissin Franziska von den hl. Wunden Jesu (26. 6. 1860—4. 6. 1899) und des P. Josef Mañanet y Vives (7. 1. 1833—17. 12. 1901), alle aus Spanien.

4. Adoain (in Nordspanien) war das Heimatdorf von Pedro Francisco Marcuello, der mit seinem Eintritt in den Kapuzinerorden den Namen *Fra. Stefano* annahm. 1832 in Pamplona zum Priester geweiht, wurde er seiner besonderen Fähigkeit wegen für das Predigtamt bestimmt. Aber als 1836 alle Orden in Spanien unterdrückt wurden, wanderte er zu Fuß durch Frankreich nach Italien und lebte einige Zeit im Konvent von Sinigaglia, bis er 1842 auf Wunsch Papst Gregors XVI. mit 29 anderen spanischen Kapuzinern nach Venezuela (Zentralamerika) geschickt wurde. Bei dem großen Priestermangel und infolge des sittlichen Verfalls — der Unabhängigkeitskrieg war gerade zu Ende gegangen — war die religiöse Lage jenes Landes denkbar traurig. Nach zwei Jahren wurde Fra Stefano durch Krankheit gezwungen, in Europa Heilung zu suchen. Drei Jahre später kehrte er wieder in seine alte Wirkungsstätte zurück und begann sein mühevoll, aber segensreiches Wirken auf der Insel Kuba und in den Republiken Guatemala und San Salvador. Auf Kuba hielt er 95 Volksmissionen und ordnete mehr als 6000 wilde Ehen; ebenso missionierte er (in den Jahren 1857—1872) an 112 Orten und brachte mehr als 13 000 Ehen in Guatemala und San Salvador in Ordnung. Kein Wunder, daß der „Feind alles Guten“ mit seinen Helfershelfern durch jede Art von Verleumdung gegen ihn wütete; zwar fand er an dem heiligen Bischof Anton Maria Claret einen selbstlosen Verteidiger und Freund, aber schließlich wurden die Kapuziner doch wieder aus dem Lande vertrieben. Fra Stefano kehrte über Frankreich nach Spanien zurück und arbeitete dort noch sieben Jahre lang, einmal unter den Soldaten im spanischen Karlistenaufstand (1874), dann wieder als Volksmissionar in Andalusien (Südspanien), bis er am 7. Oktober 1880 in Sanlúcar de Barrameda heimging zu seinem Herrn und Gott, für den allein er gearbeitet hatte.

5. Schwester *Franziska von den heiligen Wunden Jesu* war das zweite von sieben Kindern der frommen Eltern Jakob Marti und Dolores Valls in Betulona (Prov. Barcelona). Bis zu ihrem Eintritt im Klarissenkloster Badalona hieß sie Columba Antonia. Sowohl in der von Schwestern geleiteten Schule wie in der Welt zeichnete sie sich durch tiefes Glaubensleben aus. Ihr Verlangen ging stets dahin, sich ganz dem Herrn zu weihen. Darum schlug sie nicht nur mehrere Heiratsangebote aus, sondern ließ sich auch durch den härtesten Widerstand ihres Vaters nicht davon abbringen, dem Rufe Gottes zu folgen. Als sich ihr dann endlich am 12. August 1882 die Pforten des Klosters öffneten, gab man ihr mit Rücksicht auf ihre große Verehrung für das Leiden Christi und auf ihre Liebe zum heiligen Ordensstifter den Namen Franziska von den heiligen Wunden Jesu. In dem Bestreben und mit dem persönlichen Gelübde, allzeit das zu tun, was sie als vollkommener erkenne, war sie vorbildlich sowohl in der Erziehung der Schülerinnen wie in der Leitung des Chores und schließlich als Novizenmeisterin. Von Gott mit außergewöhnlichen Gnaden bedacht, starb sie mit 39 Jahren, am 4. Juni 1899.

6. *Joseph Mañanet*, geb. in Tremp, in der Diözese Urgel, besuchte die dortige Pfarrschule und diente gern den Priestern am Altar. Da er mit fünf Jahren seinen Vater verlor, mußte er sich die notwendigen Mittel zum Studium selbst verdienen, indem er bei einem wohlhabenden Herrn in Dienst ging. Später wurde er vom Bischof von Urgel in dessen Palast aufgenommen. Am 9. April 1895 zum Priester geweiht, arbeitete er zunächst fünf Jahre lang in seiner Heimatdiözese. Da er zur Überzeugung kam, daß durch eine Zusammenarbeit von Priestern größere Erfolge erzielt werden könnten, gründete er mit Segen und Billigung seines Bischofs die Genossenschaft der „Söhne von der heiligen Familie“ und eröffnete an verschiedenen Orten Schulen und Kollegien für die männliche Jugend. Später rief er auch eine weibliche Genossenschaft ins Leben: die „Töchter von der heiligen Familie von Nazareth“, vor allem zur Erziehung und Betreuung der weiblichen Jugend. Joseph Mañanet erlebte noch die endgültige Bestätigung der beiden Institute, bevor er am 17. Dezember 1901 sein an Krankheiten und Kämpfen, aber auch an eiserner Tatkraft reiches Leben beschloß.

7. Von holländischer Zähigkeit und Kraft spricht das Leben des Ordensstifters *Peter Josef Savelberg*, über dessen Einleitung am 21. Mai in der Ritenkongregation verhandelt wurde. Auch er hat ein Doppelinstitut gegründet: die „Brüder“ und die „Kleinen Schwestern“ vom hl. Joseph. Fast sein ganzes Leben, das genau auf den Tag 80 Jahre währte, verbrachte er in der holländischen Industriestadt Heerlen, wo er am 10. Februar 1827 das Licht der Welt erblickte und am 11. Februar 1907 verschied. Mit 16 Jahren hatte er sich nach Brüssel begeben, um sich im Kaufmannsberuf auszubilden, aber die dort gemachten üblen Erfahrungen veranlaßten ihn, sich noch um den Eintritt ins Seminar zu bemühen und sich auf das Priestertum vorzubereiten, das ihm am 3. Septemehr 1854 zuteil wurde. Er blieb dann noch zwei Jahre Lehrer im bischöflichen Seminar. Einer Magenkrankheit wegen nahm er im Jahre 1856 die Stelle eines Kaplans bei den deutschen Schwestern auf der Rheininsel Nonnenwerth (Diözese Trier) an. Dort schätzte man ihn — wie eine Schwester im Prozeß bezeugte — „als einen Heiligen in Wort und Werk, als Mann des Gebetes, voll vom Geiste Jesu Christi, so daß man sich ihm nicht nahen konnte, ohne entflammt zu werden von jenem Feuer der Gottesliebe, das in ihm selbst glühte“. Zweifelloos dienten aber die sieben Jahre, die er in jenem Kloster verbrachte, nach den Absichten Gottes dazu, ihn auf seine kommende Aufgabe als Stifter zweier religiöser Institute vorzubereiten.

Im Jahre 1863 rief ihn der Bischof von Roermond in seine Diözese zurück, zunächst nach Schaesberg bei Heerlen und zwei Jahre später nach Heerlen selbst. Der seeleneifrige Priester war erschüttert über das Elend und die Verwahrlosung der Arbeiterkinder und der Alten, und da er niemanden fand, der sich ihrer angenommen hätte, dachte er daran, selbst die Gründung von Spitälern, Waisenhäusern, Altersheimen usw. durchzuführen. Mit offensichtlicher Hilfe Gottes kamen seine Pläne bald zur Durchführung: Am 21. Juni 1872 nahmen die ersten sechs Schwestern das Kleid; im Jahre 1878 nahm auch die Genossenschaft der „Brüder vom hl. Joseph“ feste Gestalt an. Als Pater Savelberg im Jahre 1907 starb, betrauernten ihn 240 Schwestern in 15 Häusern und 40 Brüder in drei Häusern. Seine Absicht war immer gewesen: das zu übernehmen, was andere nicht tun konnten oder wollten. So kam es, daß er die verschiedensten Aufgaben übernahm, wenn auch manche nur vorüber-

gehend. — Was ihm aber einen großen Einfluß sicherte, waren nicht außergewöhnliche Talente, sondern eine außergewöhnliche Reinheit und Heiligkeit des Lebens, wie ein Kirchenhistoriker einmal schrieb: „Männer wie Savelberg sind auch unter den Frommen und Rechtschaffenen selten. Er dachte von sich selbst nur gering, erwartete und beanspruchte nichts für sich, hoffte und fürchtete nichts, hielt sich selbst für nichts, aber schätzte die Ehre Gottes über alles: und so war dieser äußerst einfache Mann wegen seiner Selbstverleugnung von Hunderttausenden vorherbestimmt, von Dem verherrlicht zu werden, der den wahrhaft Demütigen so gern Anteil gibt an seiner Verherrlichung“. — Ein anderer Zeuge erklärte: „Ich kann das Bild von Savelberg nicht besser und wahrer zeichnen als mit den Worten: Gottes Wille allein und Gottes Wille ganz!“

8. Ungewöhnlich rasch ist bis zur „Einleitung“ das Verfahren einer Italienerin gekommen, die, an der Schwelle unseres Jahrhunderts geboren (am 5. Februar 1899 in Pontecorvo südlich Rom), erst am 20. Januar 1934 als „Tochter U. L. Frau vom Kalvarienberg“ gestorben ist: Schwester *Maria Teresina Zonfrilli*. Sie scheint auch hierin ihre besondere Patronin und ihr „Mütterchen“, die hl. Theresia vom Kinde Jesu, ein wenig nachahmen zu wollen, die bekanntlich schon 26 Jahre nach ihrem Tode seliggesprochen wurde.

Maria Teresina entstammte einer kinderreichen, sehr christlichen Familie; besonders ihre Mutter stand im Rufe großer Vollkommenheit und hatte sich Gott als Sühnopfer angeboten. Maria Francesca — so war ihr Taufname; sie wurde deshalb zu Hause „Chedina“ genannt — hatte einen lebhaften, heiteren und friedliebenden Charakter. Für ihre sieben jüngeren Geschwister zeigte sie beinahe mütterliche Liebe und Sorge; dazu war sie ungewöhnlich fromm. Mit 18 Jahren hatte sie den Eindruck, die Gottesmutter habe sie gerufen, ihr im Kloster zu dienen. Sie fürchtete sich aber, es nicht fertig zu bringen, von ihrer Mutter fort zu sein, und prüfte sich darum, indem sie sich für einige Zeit von zu Hause entfernte und zu einer Tante ging. Sie kam zu dem Ergebnis, daß sie sich auch ohne die Nähe der Mutter ruhig und stark fühle und es deshalb wagen könne, ins Kloster zu gehen. So trat sie am 23. November 1918 in die Kongregation der Töchter U. L. Frau vom Kalvarienberg ein und machte schon bald auf alle einen besonderen Eindruck. Da man bemerkte, wie sie die jungen Mädchen anzog, bestimmte man sie für das Studium als künftige Lehrerin. Die Novizin war es zufrieden, betete aber: „O Herr, falls die Studien meinem inneren Geiste schaden sollten, so laß mich krank werden!“ — Tatsächlich begann sie bald nach ihrer Gelübdeablegung dahinzusiechen, ohne daß die Ärzte einen rechten Grund dafür fanden. Einer von ihnen erklärte ihr sogar in Gegenwart anderer Schwestern: „Sie sind das Opfer Ihrer selbst, weil Sie nicht essen wollen“. Natürlich blieb dieses Urteil nicht ohne Einfluß auf die Schwestern, die bis dahin Maria Teresina geschätzt hatten. Eine spätere Operation stellte aber fest, daß ihr Magen fast vollständig geschlossen war und nur tropfenweise Flüssigkeit durchließ. — Die Schwester ertrug nicht bloß die körperlichen Leiden und Beschwerden, sondern auch eine zeitweise Trockenheit des Geistes und die Anfechtungen des bösen Feindes mit Starkmut und unbegrenztem Vertrauen auf Gott, mit Heiterkeit und Gelassenheit; so wurde ihr jedes Leiden zu einer Stufe näher zu Gott. In ganz schweren Augenblicken hörte man sie beten: „Je mehr Du, liebenswürdigstes Gut, die Leiden und Widerwärtigkeiten häufst, desto mehr will ich die Liebe zunehmen lassen“. Sie pflegte auch zu sagen: „Ich bin glücklich, die Glücklichsste auf der Welt, glücklicher selbst als die Heiligen im Himmel, insofern nämlich sie Gott nicht mehr durch Leiden verherrlichen können, während ich noch leiden kann; deshalb bitte ich sie, mir zu helfen, daß ich Gott wirklich verherrliche durch das Leiden“.

Als es nach vierjährigem Krankenlager am 20. Januar 1934 mit ihr zum Sterben kam, fragte ihre ältere, leibliche Schwester, die auch Klosterfrau war, die Todkranke: „Was machst Du nur?“ — „Ich führe den Willen des himmlischen Vaters aus“. — Auf eine weitere Frage: „Fühlst Du Dich sehr leidend?“ kam die Antwort: „Das macht nichts; das Leiden schickt mir der Herr“. Und auf eine nochmalige Frage lautete wiederum die Antwort: „Der Wille des himmlischen Vaters“. — Dies waren ihre letzten Worte. Sie küßte dann nochmals das Kreuz und die einzelnen Wunden — und neigte das Haupt zur Seite. — Zuvor hatte sie noch versprochen: „Vom Himmel aus werde ich viele Blumen schicken“; und sie hat es wahr gemacht, wie schon eine noch am Tage ihres Todes erfolgte wunderbare Heilung bewies.

9. Zum Schluß ist noch eine deutsche Frau und Ordensgründerin zu erwähnen: Mutter *Klara Fey*, die Stifterin der „Schwestern vom Armen Kinde Jesu“ (geb. am 11. April 1815 zu Aachen, gest. am 8. Mai 1894 zu Simpelveld in Holland). Einer angesehenen christlichen Familie entstammend, verlor sie mit fünf Jahren ihren Vater. Mit etwa elf Jahren hatte sie einen für sie unvergeßlichen Traum, der für ihr späteres Leben entscheidend wurde: Sie schaute ein kleines, ärmlich gekleidetes Kind, das sie hilfessuchend ansah. Als Klara ihm ein Almosen geben wollte, sagte es „Ich habe noch mehr arme Brüderchen“, und auf weitere Fragen erklärte es: „Ich bin das arme Kind Jesus“. — Einen großen und guten Einfluß hatte auf Klara — und auf viele andere ihrer Altersgefährtinnen — die Dichterin und Freundin Klemens Brentanos Luise Hensel, der man — wie Klara selbst sich später ausdrückte — „in einer Stimmung lauschte, die bereit machte zum Martertum“. Schon damals „nahte man sich Klara unwillkürlich mit einer gewissen Ehrfurcht“, denn „sie hatte etwas ungemein jungfräulich Reines und Zartes“.

Ein Kreis von edlen Freundinnen begann zunächst eine Armenschule für verwahrloste Arbeiterkinder, wobei Klara Fey, unterstützt und angeregt von ihrem Bruder, dem Priester Andreas Fey, „alles zur Ehre Gottes zu verschmelzen und dabei die liebeichste Form zu wahren verstand“. Als ihr ältester Bruder Joseph ihr anvertraute, daß er sich Gott im Ordensstande als Redemptorist weihen wolle, mußte wohl auch sie sich unwillkürlich mehr mit der Frage ihrer Zukunft beschäftigen. Die Umstände und der Rat wohlwollender Freunde fügten es so, daß Klara am 2. Februar 1844 mit drei Gefährtinnen das gemeinschaftliche Leben begann, woraus sich allmählich die Genossenschaft der „Armen Schwestern vom Kinde Jesu“ bildete. Im inneren Leben Klaras trat schon in jener Zeit immer stärker das Verlangen hervor, von einer heiligen Kommunion zur anderen die Gegenwart des Herrn in sich festzuhalten, und dies wurde für sie geradezu „*die Übung*“. So schrieb sie einmal ihrem Beichtvater Sartorius: „Es lebe Jesus in unseren Herzen, aber stets so, wie er durch sein Sakrament in uns einkehrt; ich bitte ihn darum um seines Namens willen, und daß wir bei ihm bleiben und in und mit und von ihm leben . . . Verleihe der Herr, daß wir sterben vor Liebe zu ihm, er verdient es, der Allerliebenswürdigste!“

Die Genossenschaft verbreitete sich rasch in den verschiedenen deutschsprachigen Ländern — was für die Generaloberin vermehrte Arbeiten, Sorgen und Reisen mit sich brachte. Im Jahre 1872 zählte die Genossenschaft schon gegen 700 Schwestern, die in ungefähr 25 Häusern Tausende von Kindern betreuten. — Um so schmerzlicher war der Schlag, den das Institut in den folgenden Jahren durch die preußischen Kulturkampfgesetze erlitt. Trotz aller Bemühungen und Schritte auch von seiten wohlwollender Freunde und selbst der Kaiserin Augusta mußten die Schwestern all ihre Häuser in Deutschland verlassen und in die Verbannung ziehen. Die Seelengröße Mutter Klaras in dieser schwierigen Lage zeigte sich u. a. in ihrer Ermahnung an die Schwestern (gesprochen am 22. September 1877): „Seien wir eisenfest in der Treue: das ist es, was uns nottut. Wenn wir nach allen Seiten hin treu sind, besonders wenn wir Liebe üben und die Zunge bewachen, so daß auch kein Wort gegen die Liebe uns entschlüpfe, so wird der Herr uns allen sicher helfen — und wenn er es fügte, daß wir auch aus dem Mutterhaus ausziehen müssen, wird er uns die Gnade geben, das so leicht zu tragen wie ein Vogel, der von einem Baume zum andern fliegt. Diese Gnade kann der Herr uns geben; wir sollen sie aber auch uns verdienen“. Eine Schwester aus der nächsten Umgebung der Generaloberin gestand: „Mein ganzes Klosterleben, ja von der Zeit an, daß ich unsere liebe Mutter kenne, habe ich mich nie so an der guten Mutter erbaut, wie eben jetzt. Das ist eine bewährte Tugend, und es muß uns allen zugute kommen. In dieser Zeit so schwerer Prüfungen ermuntert sie nur zum Vertrauen . . ., bleibt immer aufrecht und sagt: ‚Der hl. Joseph hat die Plätze schon in Bereitschaft, wo er uns haben will‘. — Mit großer Mühe und unter vielen Opfern suchte sie in den benachbarten Ländern Luxemburg, Österreich, Belgien, England, Holland, Frankreich Heimstätten zu schaffen. Als die Schwestern im Herbst 1878 endgültig das Mutterhaus in Aachen verlassen mußten, hatte Mutter Klara vorsorglich schon ein neues Haus in Simpelveld (Holländisch-Limburg) erworben, ja sie hatte dort auch schon eine holländische Postulantin aufnehmen können. Die kirchliche Weihe des künftigen Generalmutterhauses nahm Klaras Bruder, der Redemptoristenpater Joseph Fey vor, der damals dem nahen Kloster Vaals angehörte. „Es ist außer Zweifel, daß vom Hause selbst eine Anziehung ausging durch die edle Einfachheit und wohlthuende Men-

schenfreundlichkeit, mit der jeder Besucher, hoch oder niedrig, sich empfangen sah. Der milde, herzwinnende Geist der Stifterin wehte durch das Haus, und die ganze Klostersgemeinde war davon beseelt“ (so schreibt P. O. Pfülf in der Biographie von M. Clara Fey, Herder 1913, S. 455).

Trotz mancher Gegensätze von verschiedenen Seiten kam im Juni 1888 die päpstliche Bestätigung des Instituts und wurde Mutter Klara am 2. Juli des gleichen Jahres wiederum einstimmig auf weitere sechs Jahre zur Generaloberin gewählt. Dies geschah zum achten Male seit dem 28. Juli 1850. Unterdessen waren die schlimmsten Kulturkampfgesetze wieder aufgehoben worden. So konnte und mußte die Generaloberin wieder an die Neueröffnung der Häuser im Rheinland denken, während die Wirksamkeit außerhalb des Deutschen Reiches weiterging und das „Mutterhaus“ nunmehr in Holland blieb. Vor allem aber war Mutter Klara darauf bedacht, daß der kennzeichnende Geist des Instituts nicht verlorengehe. Immer wieder schärfte sie den Schwestern die Losung ein: „Alles für Jesus, für Jesus allein!“ Und immer wieder mahnte sie u. a.: „Streben wir danach, in Einfachheit zu wandeln vor dem Herrn allein, nur beschäftigt in seinem Dienst! Es fragte einst eine Heilige den Heiland, weshalb er sich den Heiligen früherer Zeit so oft und so innig mitgeteilt habe, in späterer Zeit jedoch viel seltener. Da erwiderte der Herr: weil jene Heiligen einfacher vor ihm wandelten, nicht viel redeten und sich vor ihm stiller zu halten wußten . . . Wenn eine Seele es verstünde, allein vor Gott zu wandeln, sich um nichts anderes zu kümmern als um das, was der Gehorsam ihr auferlegt, dabei ruhig und still ihren Weg zu gehen und auch im Gebet wie ein einfaches Kind vor ihm zu sein . . . so würde sie sicher weiter kommen . . . Überlassen wir uns ganz dem Herrn, sehen wir nur nach Ihm, so wird Er in und mit uns handeln. Seien wir recht demütig, einfältig und kümmern wir uns um nichts, als was uns aufgetragen ist. Dann gewinnen wir Zeit, das innere Leben zu pflegen und auch unsere Berufsarbeit gut zu verrichten“. — Sie berichtete den Schwestern auch mit großem Nachdruck ein Wort des Bischofs Mermillod von Genf, der sie besucht hatte: „Was uns am meisten im geistlichen Leben zurückhält, ist nicht unser wirkliches Elend, sondern die Gewohnheit, uns immer mit diesem Elend zu beschäftigen, uns gleichsam immer wieder darauf zurückzubiegen. Dies ist das große Hindernis“.

Je älter Mutter Klara wurde, desto öfter erlebte sie den Verlust derer, die ihrem Herzen nahestanden und die ihr immer eine Stütze gewesen waren. Es waren nicht bloß ihre ersten Gefährtinnen und Schwestern, sondern auch ihr langjähriger Seelenführer, Pastor Sartorius († 1880), ihre beiden Priesterbrüder, der Redemptoristenpater Joseph († 1881) und Andreas, der als Direktor ihres Instituts immer entscheidenden Anteil an dessen Fortgang gehabt hatte († 1887). Schließlich verlor sie im Jahre 1890 auch noch ihre beste und fast unentbehrliche Stütze, Schw. Theresia (Leokadia Startz), die von sich selbst gestanden hatte: „Mutter Klara und ich, wir sind ganz verschiedene Charaktere; ich habe aber auch nicht eher den Frieden gefunden, bis ich mich ganz mit ihr verschmolzen habe“. Bei all diesen Heimsuchungen war Mutter Klara — nach dem Zeugnis einer Zeitgenossin — darauf bedacht, „daß nicht die Natur zu viel Gewalt über sie erringe, um dem Herrn auch nicht den kleinsten Teil eines Opfers, das er von ihr verlangte, zu entziehen . . . Allzeit die Erfüllung des göttlichen Willens im Auge behaltend, vergaß unsere Mutter ganz sich selbst und trug sie die schwere Bürde ihres Amtes gleichsam auf den Schultern ihres Herrn und Meisters, mit dem sie ganz vereinigt war, trug diese darum auch mit einer Würde, die Ehrfurcht vor der Autorität Gottes abnötigte, und mit einer Sicherheit und Festigkeit, der von ihrer natürlichen Ängstlichkeit nicht mehr die mindeste Spur anhaftete“.

Obwohl früher von schwacher Gesundheit, kam Mutter Klara doch dem 80. Lebensjahr nahe, aber ihre Kräfte hatten merklich nachgelassen. Am Morgen des 8. Mai 1894 machte sie noch ihre geistliche Lesung und fand dabei besonderes Gefallen an dem Gebet Madame Elisabeths, der heldenmütigen Schwester Ludwigs XVI. von Frankreich: „Was wird mir heute widerfahren, o mein Gott? Ich weiß es nicht, aber was immer geschehe: ich weiß, daß mir nichts widerfahren wird, was Du nicht von Ewigkeit her angeordnet und beschlossen oder zugelassen hast. Das genügt mir, Herr, das genügt mir!“ — Nicht lange danach wollte sie sich in ihren Lehnstuhl setzen. Kaum hatte sie Platz genommen, als sie sich plötzlich nach vorn bogen und nach wenigen Minuten verschied, die Hände fest ineinandergeschlungen wie beim Gebet.

Ferdinand Baumann S. J., Rom